

h

01 / 2015

INFO

HOTTINGEN WIRTSCHAFTSGYMNASIUM
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE

Forum / Seite 12-13

Forum KSH
«Grenzen»: Kunst

Wirtschaft / Seite 14-15

Die Frau hinter
der HMS

Gedankensplitter / Seite 16

Sparen

Akzent Entrepreneurship / Seite 17

Nachhaltigkeit als
Erfolgsrezept

Öko-logisch! / Seite 19

Langsamer Abschied von
unseren Holztischen

Kolumne / Seite 20

The bitch on the beach

TERMINE

08 - 10 / 05 / 2015

Theateraufführung

11 / 05 / 2015

Forum KSH
«Grenzen»: Sprache

28 / 05 / 2015

Jahreskonzert

23 / 06 / 2015

Wirtschaftsfrühstück
mit Thomas Jordan

HOTTINGEN IST DIE
WIRTSCHAFTSSCHULE
MIT INNOVATIVEM
UND PRAXISBEZOGENEM
BILDUNGSANGEBOT
IM RAUM ZÜRICH.

Generation (un)entschlossen

*Wirtschafts- oder Jus-
studium? Oder doch lieber
ein Zwischenjahr?*

EDITORIAL	SEITE 2
INTERVIEW	SEITE 4-5
SPORT	SEITE 6-8
MATURARBEIT	SEITE 9
WORT DES REKTORS	SEITE 18



Generation (un)entschlossen

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Was man den Vertretern der Generation Y nicht alles nachsagt: Sie würden nur im Moment leben, übernehmen zu wenig Verantwortung, sie seien allzu selbstverliebt und egozentrisch, sie nähmen keine klare Haltung ein, würden stattdessen alles easy finden, sie hätten zu hohe Ansprüche, zeigten aber wenig Bereitschaft selber etwas leisten zu wollen, ihnen stünden alle Möglichkeiten offen, allerdings könnten sie sich nicht entscheiden... Die Generation unentschlossen eben.

Und manchmal, ich gebe es zu, stimme ich ein in dieses Lamento. Etwa dann, wenn die Schülerinnen und Schüler sich bei Diskussionen betont gleichgültig geben, um nur ja nicht Position beziehen und sich angreifbar machen zu müssen. (In die gleiche Kategorie gehört übrigens die Alles-ist-relativ- bzw. Jeder-muss-das-selber-entscheiden-Phrase am Ende eines Aufsatzes, die die gesamte vorangegangene Argumentation innert Sekunden vernichtet.) Oder wenn sie einem den Eindruck vermitteln, als sei das die reinste Zumutung, über die Ferien ein ganzes Buch lesen zu müssen. Oder wenn sie sich hinter lahmen Ausreden verstecken, um sich nicht mit sich selbst und / oder der eigenen Unzulänglichkeit auseinanderzusetzen, im Sinne von: «Rechtschreibung habe ich noch nie gekonnt. Das ist halt so. Jetzt kann ich das auch nicht mehr ändern.» Dann meine ich, genau diese Unentschlossenheit und Indifferenz zu erkennen. Und sie ärgert mich.

Bloss: Das mit dem Schubladendenken ist so eine Sache. Es ist furchtbar einfach – Schublade auf, Mensch rein, Schublade zu – aber es klappt eigentlich nie, denn die Schublade lässt sich nicht schliessen. Die Wirklichkeit ist sehr viel grösser und komplexer, als dass sie in einer so kleinen Kiste Platz hätte.

Es stimmt wahrscheinlich schon: Keiner Generation standen je so viele Türen offen, keine Generation hat je in so vielen Bereichen die Wahl gehabt: Beruf, Freizeit, Beziehungen, sexuelle Orientierung, Politik... Die jungen Menschen können nicht nur alles entscheiden, sie müssen. Wer könnte ihnen also eine gewisse Überforderung, Wankelmut oder Zögern verübeln? Auch könnte man sich fragen, woher denn diese Haltung komme, doch das wollte wahrscheinlich keiner, man fände sich nämlich als eine Art Zauberlehrling wieder: «Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.»

Mein Ärger ist ja in der Regel auch innert kürzester Zeit verflogen und ich erkenne wiederum sehr viel Entschlossenheit und Zielstrebigkeit bei meinen Schülerinnen und Schülern. Und so haben wir diese Ausgabe denn auch diesem Thema gewidmet: Generation (un)entschlossen. Mario Margelist, mit dem wir die Interviewreihe der Ehemaligen fortsetzen, gehört wohl zu den ersten Vertretern dieser Generation Y. Zwar hat er nach der Matura zunächst den klassischen Weg eingeschlagen und ein Wirtschaftsstudium an der HSG in Angriff genommen, dieses aber schon bald wieder an den Nagel gehängt und das gemacht, was ihm wirklich Spass macht. Heute führt er in Zürich an bester Lage eine Boutique für Secondhand-Designermode. Lisa Vadakumchery, die im Sommer die Matur machen wird, hat ihre Maturarbeit zum Thema «Resistenzbildung bei Antibiotika» geschrieben, in diesem Rahmen in einem Labor an der ETH selber ein Antibiotikum hergestellt und dabei ihr Studienfach gefunden. Und schliesslich zeugt auch der Einblick in den Alltag der drei Leistungssportler Chloé Pilloud, Maximilian Karczewski und Patrick Müller von Entschlossenheit, Zielstrebigkeit und Organisationstalent. Die Generation unentschlossen ist also ganz schön entschlossen.

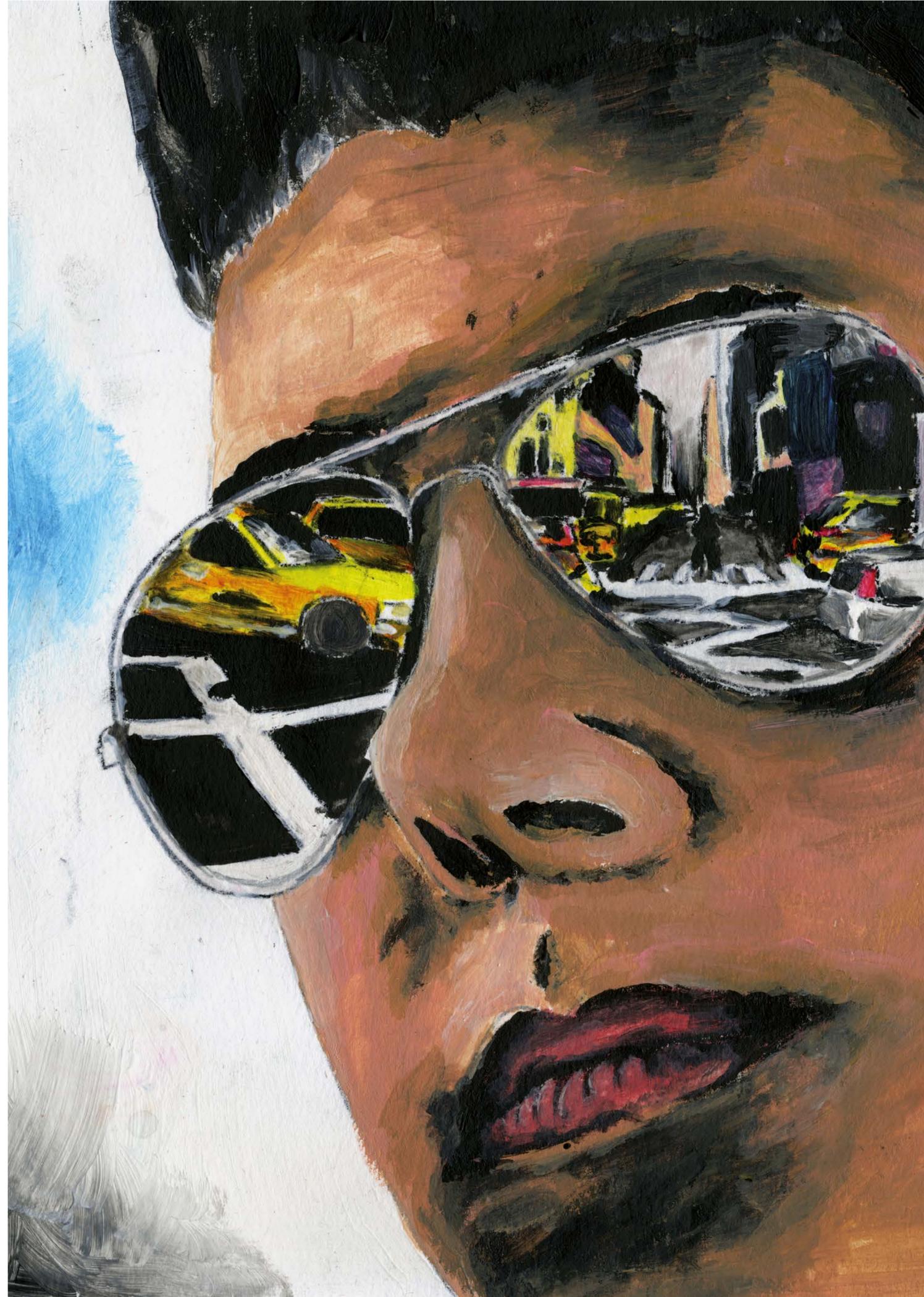


Redaktion

Bild oben: Barbara Ingold

Bild unten: Sandra Nussbaumer

Sebastian Bauert
G3c, Schuljahr 2009/10
Eigengestalterische Arbeit
zum Thema «Durchblick»



«Was es braucht, ist eine gute Idee!»

Mario Margelist führt mit «Luxury Shops» ein Geschäft, das Designermode aus zweiter Hand verkauft, und dies sehr erfolgreich – trotz abgebrochenem Wirtschaftsstudium und wenig Ahnung von Businessplänen oder Wirtschaftstheorien.

VON BARBARA INGOLD
UND SANDRA NUSSBAUMER

Mode aus zweiter Hand, das klingt nach Kellermief und Mottenkugeln, auch wenn es sich um Designermode handelt. Was unterscheidet Luxury Shops von den gängigen Secondhandshops?

Wir verkaufen nur ausgesuchte Kleider, Schuhe, Taschen und Accessoires. Die Stücke sind allesamt in sehr gutem Zustand. Da ist nichts mit Kellermief und Mottenkugeln. In der Regel wurden die Sachen wenige Male getragen, manchmal auch gar nie. Sie müssen sich vorstellen, da kauft eine Frau für einen Society-Event drei verschiedene Outfits – man weiss ja nie, wie das Wetter wird – zieht dann am Anlass selber eines an, bringt aber anschliessend alle drei bei uns vorbei, weil sie dieses eine kein zweites Mal und die anderen auch nicht mehr anziehen wird. Wir machen dann eine Einschätzung, nehmen nur die Stücke, die wir wieder verkaufen können und die nicht monatelang bei uns herumliegen. Wir sind spezialisiert auf Designermode aus dem High-End-Segment und haben Kunden aus der ganzen Welt. Das Geschäft führen wir deshalb online und im Ladenlokal hier in Zürich.

Sie führen dieses Geschäft seit mehr als 10 Jahren. Wie fängt man so etwas an?

Es braucht einen guten Riecher. Als mein Geschäftspartner, Peter Nitz, und ich 2004 angefangen haben, war das eine Zeit, in der – zumindest in der Schweiz – alles, was alt und gebraucht war, als wertlos galt. In den Secondhandshops wurde eine Gucci-Tasche für 50 Franken verkauft. Wir haben einen grösseren Wert in diesen Stücken gesehen beziehungsweise hat mein Partner

bereits seit 1997 solche Stücke über Ebay verkauft. So haben wir in den existierenden Secondhandshops das zusammengekauft, wovon wir dachten, wir könnten es anderswo besser verkaufen, haben es ins Netz gestellt und so unser Geld gemacht. Hauptsächlich haben wir in die USA verkauft. Dazu hat es nur ein Büro gebraucht. Mit der Zeit kamen Kunden hinzu, die uns auch Dinge vorbei gebracht haben und dann haben wir das erste Ladenlokal gemietet. So sind wir stetig gewachsen. Der Laden hat inzwischen den Online-Verkauf überholt. Jetzt sind wir seit zweieinhalb Jahren an der Rämistrasse.

Was ist das derzeit begehrteste Stück?

Puh, das ändert ständig... Aber immer sehr begehrt sind Louboutins, Vuitton und Chanel ebenfalls, Balenciaga, und Hermes sowieso. Im Moment sind Taschen von Céline angesagt.

Was sind das für Kunden, die bei Ihnen einkaufen?

Das sind sehr unterschiedliche Menschen. Wir haben sicherlich viele Kunden, die sonst nie in einen Secondhandshop gehen würden, solche, die uns vielleicht auch einmal beliefern. Dann aber ganz normale Kunden, die sich die edlen Teile nicht neu kaufen wollen oder können, auch Schülerinnen, die sich einfach einmal eine exklusive Tasche leisten möchten. In der Regel sind es Frauen, vor Weihnachten haben wir aber vermehrt auch männliche Kundschaft. Die Männer kaufen nicht für sich selber, sondern möchten ihrer Liebsten etwas Schönes schenken. Oft haben die Männer allerdings keine Ahnung, was

ihre Frauen mögen. Dann wird es zu einer Herausforderung, das Richtige zu finden.

Nehmen Sie auch Suchaufträge entgegen? Wenn jemand eine ganz bestimmte Tasche möchte, beispielsweise.

Das machen wir nur bei Hermes. Der administrative Aufwand ist einfach viel zu gross.

Haben Sie sich schon immer für Mode interessiert?

Immer sicher nicht, aber ich habe schon als Teenager darauf geachtet, wie ich angezogen bin. Das war mir wichtig. Woher diese Liebe zur Mode allerdings kommt, kann ich nicht sagen.

Bei unseren Schülerinnen und Schülern stellen wir fest, dass sie mehr Wert legen auf ihr Äusseres, als wir das früher getan haben.

Absolut. Mode ist für Jugendliche heutzutage sehr wichtig. Da tragen natürlich die Medien das Ihre dazu bei und das schlägt sich dann auch in den Berufswünschen nieder. Früher wollte man Schauspieler oder Popstar werden, heute Model oder Designer. Die Modeindustrie hat gesellschaftlich an Prestige gewonnen.

Sie haben vor 13 Jahren an der Kanti Hottingen die Matura gemacht. Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an die Zeit an der Kanti Hottingen zurückdenken?

Ich bin sehr gerne zur Schule gegangen. Wir hatten eine tolle Klasse. Zwar gab es viele Wechsel – in meiner Erinnerung ist die Hälfte der Klasse im ersten Jahr rausgefault und von den Repetenten, die dann neu dazu kamen, noch einmal ein paar –, aber der harte Kern war eine eingeschworene Gemeinschaft. Es war immer lustig. Wir waren wohl sehr eigen als Klasse, hatten kaum Kontakt zu den Parallelklassen. An die Reisen kann ich mich auch gut erinnern; die waren immer ein Erfolg. Wir hatten sicher die beste Maturreise von allen! (lacht.)

Für viele ist die Schulzeit ja die prägendste Zeit ihres Lebens, weil sich dort Freundschaften fürs Leben bilden, man seinen Weg findet...

Bei mir trifft das nur bedingt zu. Zwar war das eine tolle Zeit damals, aber heute habe ich kaum mehr Kontakt zu meinen ehemaligen Schulkameraden. Natürlich bin ich über Facebook oder andere Social Media mit ihnen verbunden und wenn man sich einmal wieder begegnet, ist es, als wäre die Zeit stehen geblieben, aber Freundschaften fürs Leben ergaben sich nicht. Meine engen Freunde habe ich überall auf der Welt, aber wohl am wenigsten in Zürich.

Was haben Sie denn sonst mitgenommen aus der Schulzeit?

Die Sprachen brauche ich in diesem Geschäft natürlich oft. Englisch, Französisch, Spanisch. Dank der Schule habe ich auch ein breites Allgemeinwissen. Und natürlich ist auch das Wissen aus dem Fach Wirtschaft sehr nützlich.

Sie haben ja nach der Matur ein Wirtschaftsstudium in St. Gallen in Angriff genommen...

Das war leider gar nicht mein Ding. Wenn man nach der Matur nicht so recht weiss, was man machen soll, oder keine ganz grosse Passion hat – und so war das wohl bei mir –, so bietet ein Wirtschaftsstudium sicherlich einmal eine gute Grundlage. Dachte ich damals. Ich habe das Assessmentjahr abgeschlossen, gleichzeitig aber mit meinem Partner schon an diesem Geschäft zu arbeiten begonnen. Im dritten Semester habe ich dann fast die ganze Zeit gefehlt und, als es an die Prüfungen ging, musste ich mir eingestehen, dass das wohl nicht das Richtige ist. Es war nicht so sehr die Lernerei, denn als Wirtschaftsmaturand muss man im ersten Jahr nicht so viel tun, sondern es hat vieles nicht gestimmt. Ich mochte die Stadt nicht, die Leute nicht, fand die Arbeiten mühsam, die man zwischendrin schreiben



Mario Margelist

musste, oder Fächer wie «Lernen wie lernen». So war es keine schwierige Entscheidung mehr zu sagen: Ich setze auf das Geschäft und nicht auf das Studium. Also habe ich das Studium abgebrochen. Es wäre für mich ein Albtraum gewesen, wäre ich gezwungen worden, es zu beenden.

«ES WÄRE FÜR MICH EIN ALBTRAUM GEWESEN, WÄRE ICH GEZWUNGEN WORDEN, DAS STUDIUM ZU BEENDEN.»

Was braucht es, um ohne abgeschlossenes Studium trotzdem ein erfolgreicher Geschäftsmann zu werden?

Ich glaube, an der Uni lernt man nicht, wie man ein Geschäft führt. An der Uni lernt man Wirtschaftstheorien. Die Theorie ist das eine, die Praxis allerdings das andere. Ich kann keinen Businessplan schreiben. Aber das musste ich bisher auch nicht. Als wir merkten, unser Laden platzt aus allen Nähten, haben wir eben ein neues Ladenlokal gesucht. Dazu braucht es keinen Businessplan. Wir haben ja klein angefangen und sind organisch gewachsen. Mit der Erweiterung des Geschäftes haben sich quasi auch meine Kompetenzen erweitert. Was den Erfolg anbelangt, würde ich sagen: Entweder man kann es beziehungsweise hat das Händchen dafür oder eben nicht. Was diese Dinge kann man sicher lernen und muss es auch, bei mir war

es jedoch so, dass ich einfach einmal ausprobieren habe. Ich habe mich auf meine Intuition und meinen gesunden Menschenverstand verlassen.

Reichen denn die Grundlagen, die Sie in der Schule erworben haben, Buchhaltung beispielsweise...

...um einen Buchhalter einzustellen? Allemaal! (lacht.) Nein, jetzt einmal im Ernst. Es hilft einem schon sehr viel, weil man eine gewisse Ahnung hat, worum es geht, worüber an einer Buchhaltungssitzung gesprochen wird etc.

Und um eine Firma zu gründen?

Wie gesagt, eine Wirtschaftsmatur hilft sicher, ein Wirtschaftsstudium wahrscheinlich auch. Und eine gewisse Ausgewogenheit bezüglich der Fähigkeiten, die man mitbringt. Wenn man sehr kreativ ist, braucht man jemanden, der gut mit Zahlen umgehen kann und umgekehrt. Aber vor allem braucht es eine gute Idee. Und es braucht auch Glück – oder Geld. Wer genug Geld hat, um zu investieren, der kann viel erreichen. Letzteres hatten wir 2004 zwar nicht, dafür aber den Vorteil, dass wir den weltweit ersten online Secondhandshop betrieben, der von Kleidern über Schuhe, Taschen und Accessoires im High-End-Segment alles anbot. Das waren natürlich ganz andere Zeiten als heute. Ehrlich gesagt würde ich heute nicht noch einmal anfangen wollen... Der Markt war damals noch nicht übersättigt, es gab wenig Konkurrenz. Es gab zwar schon gewisse Anbieter in den USA oder Südostasien, die beispielsweise nur Handtaschen verkauften oder sich auf Vuitton und Chanel spezialisiert hatten,

aber es gab niemanden, der das ganze Angebot hatte so wie wir. Es galt quasi die Devise: Entweder kaufst du es bei uns oder du kaufst es nicht. Dass mein Partner bereits ein Ebay-Konto hatte, das relativ etabliert war, erleichterte das Ganze zusätzlich.

«ICH KANN KEINEN BUSINESSPLAN SCHREIBEN.»

Haben Sie manchmal Angst vor der Zukunft?

Nein, das habe ich nicht. Ich kann vielleicht keinen Businessplan schreiben, aber ich könnte es lernen, wenn es denn sein müsste. Und kann dafür anderes.

Was können Sie denn besonders gut?

Ich kann gut Geld vermehren. (lacht.) Ich habe tatsächlich ein gutes Gespür für neue Geschäftsideen, und der Erfolg gibt mir Recht. Ansonsten fühle ich mich nicht besonders talentiert. Für mich ist einfach ganz vieles logisch, was Business anbelangt, was nicht heisst, dass ich alles kann. Wenn man die Leitung der ABB in meine Hände legen würde, ich wüsste nicht, ob das gut ginge...

Neben dem Geschäft, das Sie betreiben, designen Sie ja auch Taschen...

Ja, wir haben zwei Taschenbrands: «Van Astyn» ist ein schlichtes Label, qualitativ so gut, wie es geht, zu einem Preis, der bezahlbar ist. Diese Taschen lassen wir in Japan produzieren. Ausserdem führt mein Partner, Peter Nitz, unter seinem Namen ein exklusives Label. Das sind auf Auftrag angefertigte Einzelstücke, sehr elegant, aus Krokodillleder. Im Jahr 2009 hatten wir eine Seite in der französischen Vogue – das ist sozusagen der Ritterschlag, mehr geht nicht. Und das Geschäft läuft gut. Die Kundschaft, die diese Produkte kauft beziehungsweise Aufträge gibt, kommt vor allem aus Südostasien und dem Nahen Osten. Man muss sich vorstellen, dass, wenn man alles hat und sich alles leisten kann, man irgendwann Dinge haben möchte, die nicht jeder hat, die es nur als Unikate gibt.

Haben Sie einen Ausgleich zu dieser Luxuswelt, in der Sie sich da bewegen?

Ich führe ja kein solches Leben. Ich bin ein Service für diese Welt, aber ich lebe nicht in dieser Welt. So gesehen ist mein eigenes Leben der Ausgleich.

Was würden Sie jemandem raten, der in diesem Business Fuss fassen möchte?

Man muss ganz, ganz, ganz sicher sein, dass man das wirklich will, denn man wird sehr viele Jahre unten durch müssen. Die Modebranche ist ein toughes Business und die Konkurrenz ist riesig. Wenn man an die Spitze möchte, muss man sehr, sehr gut sein oder etwas haben, das alle wollen, weil es das noch nicht gibt. Man muss es also wirklich wollen, seine Fähigkeiten und Chancen realistisch einschätzen können und danach handeln. Wenn man nicht gut genug ist, sollte man besser etwas anderes machen.

Was ist wirklich wichtig im Leben?

Dass man etwas tut, das einem wirklich Freude macht. Einen bestimmten Weg nur wegen dem erwarteten Salär einzuschlagen, lohnt sich nicht. Wenn man Freude am Kreieren hat, soll man ins Design gehen, wenn man Freude am Verkaufen hat, soll man in den Verkauf gehen und wenn man Freude daran hat, andere herumzudirigieren, soll man ins Management gehen. Die Arbeit macht einen so grossen Teil des Lebens aus, dass es sich nicht lohnt, einen Job zu machen, den man nicht wirklich gerne macht. Wir verbringen zu viele Stunden am Tag mit arbeiten, als dass man etwas machen sollte, das einem keine Freude bereitet. Das ist das Wichtigste, denke ich.

•

Leistungssportler an der Kanti Hottingen

18 Stunden Training pro Woche?

Wettkampf statt Party?

Trainingslager statt Strandferien?

Aber gerne!

VON BARBARA INGOLD

American Football

PATRICK MÜLLER, G4B

Während sich manche Jugendliche schon mit dem regulären Schulalltag überfordert fühlen, über Schulstress und zu wenig Freizeit klagen, gibt es auch solche, die nebst der Mittelschule noch ein hartes und enorm zeitaufwändiges Trainingsprogramm absolvieren, um in einer Sportart Spitzenleistungen zu erbringen. Man würde solche Schülerinnen und Schüler vielleicht an einem Sportgymnasium erwarten, nicht aber bei uns, und dennoch finden sich regelmässig Leistungssportler an der Kanti Hottingen. Eine entsprechende Umfrage vor 10 Jahren förderte diverse Schweizermeister und eine Olympiateilnehmerin zutage. Und wie steht es heute? Hat der aktuelle Trend zur rein ästhetischen Ganzkörperoptimierung im Krafraum der Sportbegeisterung unserer Jugend Abbruch getan? Würden wir noch SuS finden, die mit Enthusiasmus, Engagement und Erfolg einen Sport betreiben? Ja, es gibt sie noch; gleich 12 Schülerinnen und Schüler wurden uns von der Fachschaft Sport gemeldet! Hier stellen wir drei davon vor – den Rest in den folgenden Ausgaben der h info.

«Ich spiele seit mittlerweile vier Jahren American Football bei den Zurich Renegades. Bis zur letzten Saison war ich noch in der Juniorenabteilung, nun spiele ich mit den ganz Grossen in der 1. Mannschaft, den sogenannten Seniors, in der Nationalliga A. Bevor meine Football-Karriere ihren Anfang nahm, war ich Standard- und Latin-Tänzer... Das Tanzen war jedoch nie so ganz meine Welt, obwohl ich in der Juniorenkategorie sämtliche Turniere gewonnen hatte und auch vier Schweizermeistertitel erringen konnte. 2010, kurz nachdem ich die Tanzschuhe an den Nagel gehängt hatte, schaute ich meinen ersten Super Bowl – das Finalspiel der National Football League – und dachte mir, dass dies die perfekte Sportart für mich sein könnte. Ehrlich gesagt, ich kann es immer noch nicht fassen, dass ich als ein grossgewachsener, aber sehr dünner Knabe mich damals getraute, bei einer solch körperbetonten Sportart mitzumachen. Ich glaube, dass mir meine Mitschüler und meine Tanztrainer in dieser Hinsicht den entscheidenden Ansporn gaben, da sie behaupteten, ich hätte niemals das Zeug dazu, weil ich nicht stark oder schnell genug sei. Ich habe sie dann ganz nach dem Motto «Say I won't and I will» eines Besseren belehrt!

Heute kann ich mir gar nicht mehr vorstellen, ohne American Football zu leben. Ein ehemaliger Trainer sagte mir einmal: «American Football ist kein Hobby oder irgendeine Sportart. Es ist ein Lifestyle!», und ich muss feststellen, dass er Recht hatte.

Meine Teamkollegen sind auch meine engsten Freunde, wir unternehmen viel gemeinsam. Aufgrund dieser Freundschaften, die sich vom Feld bis ins private Leben ziehen, kann man auch sagen, dass die Renegades eine Mannschaft bilden, die den Teamsport auf eine neue Ebene gebracht hat. Was mich fasziniert, ist natürlich die Sportart selber. American Football erfordert nebst viel Spielverständnis und Selbstdisziplin auch Instinkt, da die Sportart dem Spieler Reaktionen innerhalb von Sekunden abverlangt. Wenn nur ein Spieler einen Fehler macht, hat das fatale Folgen für das ganze Team, denn in dieser Sportart gibt es nicht wie im Fussball einen Torwart, der ihn noch ausbügeln kann. Mein Ziel ist, bald an einer Uni in den USA zu spielen. Deshalb trainiere ich jeden Tag. Das Training setzt sich zusammen aus zwei Team-Trainings pro Woche und meinem ganz individuellen Training im Fitness-Center oder auf der Laufbahn. Ein Footballspieler muss viele athletische Voraussetzungen mitbringen, damit er auch auf dem Feld erfolgreich ist, er muss schnell, explosiv, gross und stark sein. Da ich in meiner ersten Saison mit den Seniors nicht nur auf der Ersatzbank sitzen will, trainiere ich mehr als gewöhnliche Spieler. Hier in der Schweiz ist es schwierig, diesen Aufwand nebst der Schule zu erbringen, denn wenn man nicht im Sportgymnasium ist, wird man wenig unterstützt. Jedoch kann man mit viel Selbstdisziplin auch diese Hürde bewältigen. Ich trainiere fast jeden Tag 1 ½ Stunden, was auf den ersten Blick nicht nach viel aussieht, doch sind diese 1 ½ Stunden sehr intensiv. Der Rest des Nachmittages kann ich mich den Hausaufgaben widmen. Wenn die Saison im April dann losgeht, wird es jedoch härter. Wir haben dann dreimal pro Woche Training und jeden Sonntag ein Spiel, was jeweils den ganzen Tag in Anspruch nimmt. Der Sport hilft mir aber auch mit der Schule,

denn die Willenskraft und das Engagement, das ich für den Football habe, kann ich auch auf die schulische Ebene verlagern. Nach einem guten Training habe ich umso mehr Motivation, auch in der Schule gut abzuschneiden. Es ist also letztlich trotz der Belastung eine Win-Win-Situation. Ich wurde Ende November 2014 vom Weltverband IFAF zu den 100 besten Junioren der Welt gewählt und durfte diesen Januar in ein Football-Camp nach Dallas fliegen. Dort trainierten wir unter ehemaligen Profis und College-Coaches. Ende Woche spielten die 50 besten Spieler zusammen als Team World im Dallas-Cowboys-Stadion, das 108'000 Zuschauer fasst, gegen die 50 besten Junioren des US-Teams. Ich war unter den 50 Besten und durfte auch auflaufen. Dies war ein einmaliges Erlebnis, denn in diesem Stadion spielen für gewöhnlich nur die Profis aus der NFL. Dank dem Camp konnte ich auch meinen «Marktwert» steigern – momentan verhandle ich mit ungefähr 20 Colleges in den USA, wo die beste Möglichkeiten für mich wären, um zu spielen. Zur Liste zählen kleine Division-III-Colleges, aber auch ein bis zwei Division-I-Colleges. Man darf gespannt sein!»

Patrick Müller
G4b, Schuljahr 2014/15
American Football Player





Schwimmen

CHLOÉ PILLOUD, G2B

«Ich liebe es, im Wasser zu sein. Als kleines Kind sass ich am Beckenrand und schaute zu, wie meine Eltern grosse Schwimmer trainierten. Und schon damals wusste ich: «Das will ich auch machen!» Ich möchte eines Tages so gut zu werden wie eines meiner grössten Schweizer Idole, Danielle Villars. Sie trainierte unter meinen Eltern und ist heute mehrfache Schweizer Rekordhalterin und nahm auch an der Olympiade in London 2012 teil. Mich fasziniert das extrem intensive Training des Schwimmsports, das einen physisch wie psychisch immer wieder an die Grenzen bringt. Mit Wettkampfschwimmen habe ich im Alter von 7 Jahren begonnen und trainiere heute auf Elite-Niveau, das heisst, ich nehme regelmässig an nationalen Wettkämpfen und Schweizermeisterschaften teil. Ich trainiere sieben Mal wöchentlich jeweils ca. 3 Stunden – Land- und Wasser-Training – dazu kommt noch der Weg von etwa einer Stunde, macht also täglich mindestens 4 Stunden Trainingsaufwand. Ich investiere gut 90% meiner Freizeit in meinen Sport. Auch Ferien dienen nicht unbedingt der reinen Erholung, denn dreimal pro Jahr geht es für zwei Wochen ins Trainingslager, wo noch intensiver gearbeitet wird. Ferien mit meiner Familie mache ich nur an Weihnachten und im Sommer. Ich durfte schon öfters an offenen Schweizermeisterschaften teilnehmen und bin auf jeden Erfolg und jede Erfahrung stolz, die ich dabei sammeln konnte. Mein Ziel ist, vermehrt an internationale und grosse Wettkämpfe gehen zu können. Als Nächstes möchte ich aber eine gute Platzierung an den Schweizermeisterschaften erschwimmen.

Da ich neben meinem Sport sehr wenig Zeit habe für die Schule, muss ich meine restlichen 10% unterrichtsfreie Zeit den schulischen Aufgaben widmen. Ich habe früh gelernt,

dass Organisation sehr wichtig ist; bei mir muss alles sehr genau geplant sein, ich habe sozusagen immer ein volles Programm. Mir bedeutet das Schwimmen jedoch enorm viel und ich investiere gerne Zeit in etwas, das mir so viel Spass macht. Jeden Tag gehe ich motiviert ins Training und glaube immer daran, dass ich es schaffen werde, mich hochzuarbeiten. Und wenn ich mal nicht so gut drauf bin, habe ich meine Teamkollegen und Trainerin, die mich aufs Neue motivieren. Für mich ist es wichtig, neben der Schule Sport zu treiben, auch um abzuschalten zu können, denn während dem Training konzentriere ich mich ja voll aufs Schwimmen. Ich bin sehr froh, dass mich meine Eltern tatkräftig unterstützen und ich in der Schule mit meinem vollen Terminplan akzeptiert werde. Sowohl die Schulleitung wie auch meine Lehrer und Kollegen zeigen grosses Verständnis für mein Hobby.

Es ist nicht immer leicht, Sport, Schule, Sozialleben und Familie unter einen Hut zu bringen. Schwimmen ist eine sehr zeitaufwändige und harte Sportart. Aber mein Motto lautet: «If you want to be the best, you have to do things other people aren't willing to do.» Und es macht mir nach wie vor grossen Spass – das ist wohl meine grösste Motivation, um diesen Kraftakt zu schaffen.»

Rudern

MAXIMILIAN KARCZEWSKI, G3F

«Seit gut vier Jahren rudere ich nun schon im Seeclub Zürich. Ich suchte damals nach einem Teamsport, der mich körperlich fordert und unter schwierigen Umständen ergattern konnten. In den nächsten Jahren würde ich gerne beim Redbull X-Row und Redbull Out-Row teilnehmen – den härtesten Ruderevents überhaupt!

Rudern ist für mich der perfekte Outdoor-Sport, der nicht nur Kraft und Ausdauer, sondern auch einen sehr starken Willen, Teamgeist und viel Technik erfordert. Dazu kommt ein angenehmes Trainingsklima und ein tolles Clubleben, das wir im Seeclub Zürich pflegen. Das gemeinsame Training schweisst unsere Gruppe zusammen und macht auch Spass. Ausserdem entlohnt einen das unvergleichliche «Bootsgefühl», wenn das Boot bei spiegelglattem Wasser und Sonnenschein fast lautlos über den Zürichsee gleitet, für die unzähligen Trainingsstunden.»

• Bei diesem enormen Trainingsaufwand bringe also den grössten Teil meiner Freizeit mit Rudern und bin danach meistens so erschöpft, dass ich am Abend keine Kraft mehr habe zu lernen. Deshalb versuche ich, so viel wie möglich während den Lektionen aufzunehmen oder gegebenenfalls vor dem Training im Clubzimmer noch etwas zu lernen, um nicht unnötig Zeit zu verschwenden. Ausgang liegt da auch nicht drin, denn das wirft einen im Trainingsstand um gut zwei Wochen zurück. Gefeierte wird also höchstens nach einem grossen Wettkampf.

Der Einsatz lohnt sich aber: Im letzten Jahr gewann ich die Swiss Rowing Indoors in Zug, das ist ein Leistungstest auf dem Ergometer. Sehr stolz bin ich auch auf den dritten Platz

bei der Schweizermeisterschaft auf dem Rotsee im Doppelvierer, den meine Freunde und ich trotz Ausfall eines Crewmitgliedes und unter schwierigen Umständen ergattern konnten. In den nächsten Jahren würde ich gerne beim Redbull X-Row und Redbull Out-Row teilnehmen – den härtesten Ruderevents überhaupt!

Rudern ist für mich der perfekte Outdoor-Sport, der nicht nur Kraft und Ausdauer, sondern auch einen sehr starken Willen, Teamgeist und viel Technik erfordert. Dazu kommt ein angenehmes Trainingsklima und ein tolles Clubleben, das wir im Seeclub Zürich pflegen. Das gemeinsame Training schweisst unsere Gruppe zusammen und macht auch Spass. Ausserdem entlohnt einen das unvergleichliche «Bootsgefühl», wenn das Boot bei spiegelglattem Wasser und Sonnenschein fast lautlos über den Zürichsee gleitet, für die unzähligen Trainingsstunden.»

•

Forschen im Keller der ETH

Im Rahmen ihrer Maturarbeit hat Lisa Vadakumchery an der ETH das Antibiotikum Sulfathiazol hergestellt, und nebenbei noch ihr Studienfach gefunden.



VON LISA VADAKUMCHERY, G4F

Wie die jetzigen Schülerinnen und Schüler der G3-Klassen stand ich vor einem Jahr vor der Frage, worüber ich meine Maturitätsarbeit schreiben soll. Natürlich wollte ich ein Thema wählen, das mich interessierte und das mir vielleicht auch schon einen Vorgeschmack gab auf ein allfälliges Studium in diesem Gebiet. Ich wusste, ich wollte nach der Matur etwas in Richtung Biologie oder Chemie studieren. So fragte ich zunächst meine Chemielehrerin Frau Dr. Dagmar Leyendecker, ob sie mich betreuen würde.

Da jede Maturarbeit in Chemie auch einen praktischen Teil beinhalten muss und es der Zufall wollte, dass Frau Leyendecker Herrn Prof. Dr. Altmann, einen Professor für Pharmaceutical Biology an der ETH, kannte, der noch dazu bereit war, mich in meiner Arbeit zu unterstützen, war ein geeignetes Thema schnell gefunden. «Antibiotikaresistenz von Bakterien» schien mir als Thema ausserdem von einiger Relevanz, denn jährlich sterben in der EU rund 25'000 Menschen an resistenten Bakterien. Es gibt viele verschiedene Antibiotika, die unterschiedlich wirken und somit entwickeln die Bakterien auch spezifische Schutzmechanismen gegen diese Antibiotika. Herr Altmann hat mir dann für meine Arbeit als Beispiel für die Untersuchung der Resistenzentwicklung das Antibiotikum Sulfathiazol vorgeschlagen. Und der praktische Teil der Arbeit sah vor, dass ich dieses Antibiotikum selber herstellen würde. Da das Labor an der Kanti Hottingen für die komplizierten organischen Synthesen nicht ausreichend ausgestattet ist, sollte ich diese Arbeit an der ETH durchführen.

Im Wissen darum, dass das nichts Alltägliches war, was ich da vorhatte, aber dennoch ganz cool ging ich am ersten von sechs Nachmittagen an die ETH. Schon bald allerdings wurde

ich mir der Grösse des ganzen Unterfangens bewusst und eine gewisse Ehrfurcht überkam mich. Schliesslich durfte ich im Labor der Research Group Altmann, in der ausschliesslich angehende Doktoranden tätig sind, arbeiten. Im Labor, wo mich der Cheflaborant, Herr Hauenstein, betreute, standen überall Geräte, die ich noch nie in meinem ganzen Leben gesehen hatte. Das Labor gilt als eines der modernsten in ganz Europa. Ich fühlte mich angesichts dieser Tatsachen überwältigt, aber ich freute mich auch sehr darauf, dort arbeiten zu dürfen.

An jedem dieser Nachmittage fühlte ich mich, als wäre ich in einer anderen Welt. Ich hatte eine Anleitung, mithilfe derer ich das Sulfathiazol in drei Schritten herstellen konnte. Nach jedem der drei Schritte musste ich überprüfen, ob ich überhaupt die richtigen Produkte hergestellt hatte. Dafür gibt es verschiedene analytische Verfahren, wie zum Beispiel die NMR-Spektroskopie (Nuclear Magnetic Resonance), bei der man am Schluss ein Spektrum mit verschiedenen Signalen erhält, anhand derer man überprüfen kann, ob man die richtige Substanz hergestellt hat. Die Geräte, die für diese Verfahren benötigt werden, sind teilweise so gross, dass sie im «Keller» der ETH stehen, und sie kosten auch dementsprechend viel.

Nachdem ich den ersten Schritt des Prozesses zur Antibiotikaherstellung abgeschlossen hatte, erschien auf dem Spektrum ein Signal, welches Herrn Hauenstein und mir

unerklärlich war. So fragten wir die angehenden Doktoranden im Labor. Aber auch diese hatten keine Erklärung dafür, woher dieses Signal stammen könnte. Da geriet ich ein wenig in Panik und fing auch an, an mir selber zu zweifeln. Hatte ich die Sache wirklich schon beim ersten Schritt vergeigt? Aber Herr Hauenstein versicherte mir, dass so ein unbekanntes Signal normal sei, und schlug vor einfach mit der Synthese fortzufahren, denn dieses Signal sei womöglich durch irgendeine Verunreinigung im Produkt entstanden. Und so war es dann wohl auch.

Allerdings unterliefen mir auch ein paar wirkliche Missgeschicke. So verschüttete ich einmal Aktivkohle, ein feines, schwarzes und sehr leichtes Pulver. Weil das Pulver so leicht ist, verstreute es sich über meinen ganzen Arbeitsplatz und ich verbrachte sicher eine Viertelstunde damit dieses Pulver aufzuputzen. Ein anderes Mal hätte ich mir fast flüchtigen Stickstoff über die Füsse geleert – und der ist minus 196 Grad kalt. Da hatte ich noch einmal Glück gehabt!

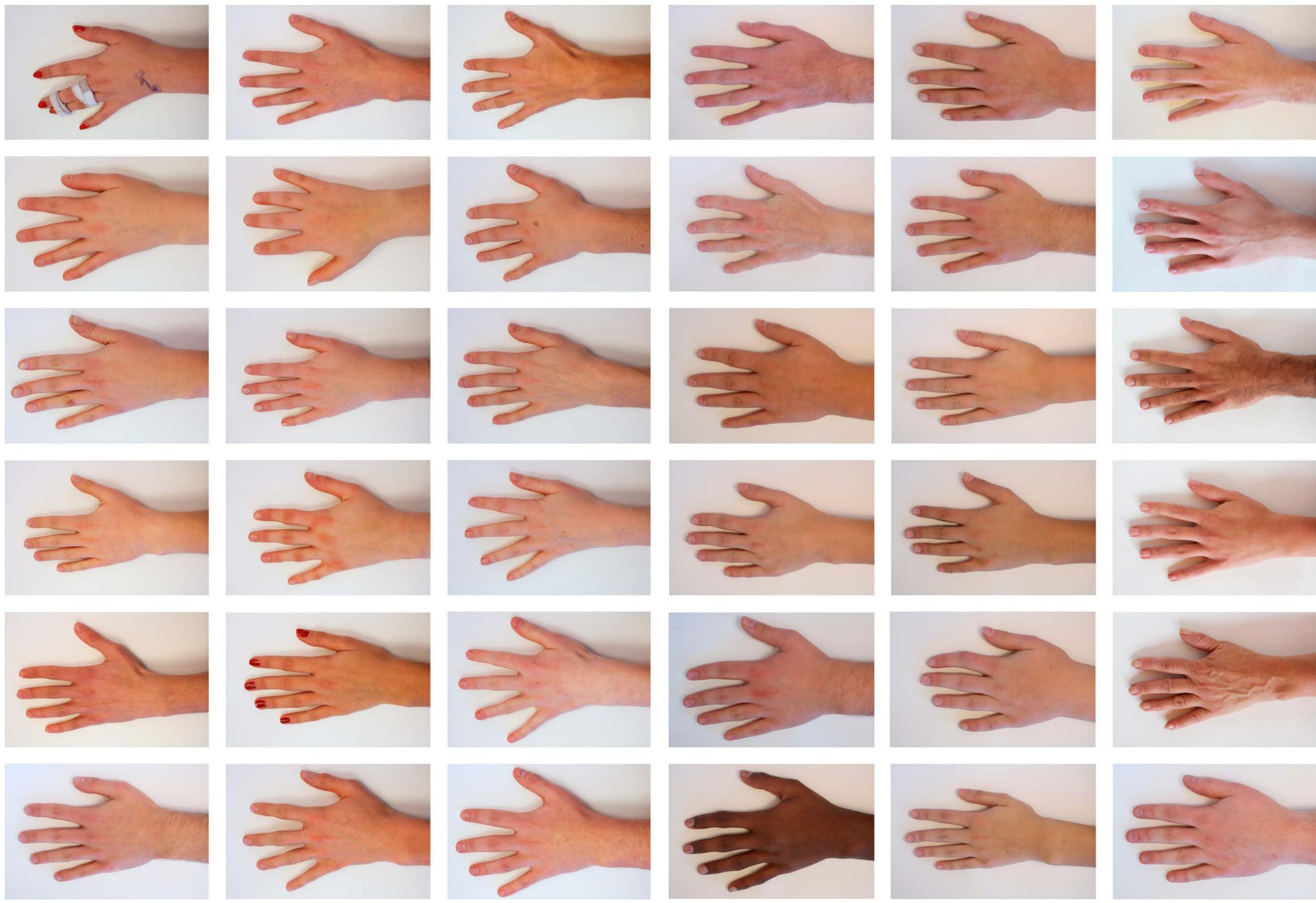
Trotz all meiner Befürchtungen und Fehler zeigte das letzte Spektrum deutlich, dass ich das richtige Produkt hergestellt hatte. Zur Sicherheit verglichen wir mein Produkt mit einem gekauften Sulfathiazol. Mein Produkt war sogar noch reiner als das gekaufte, denn dieses enthielt mehr Wasser als meines. Darauf war ich dann schon ein wenig stolz – vor allem wegen der Zweifel, die ich aufgrund des ersten Spektrums gehabt hatte. Zum Schluss nahm sich Herr Altmann sogar Zeit, um mir die verschiedenen Reaktionen, die während der Synthese abgelaufen waren, ausführlich zu erklären, und kopierte mir einige Auszüge aus der Fachliteratur, die ich gut in meine Arbeit einfließen lassen konnte.

Beim eigentlichen Schreiben der Arbeit verlor ich mich manchmal völlig in der Recherche beziehungsweise kam ich, weil ich mich immer mehr in Details verstrickte oder andere Themengebiete verfolgte, vom eigentlichen Thema ab. Dabei kam ich zum Entschluss, dass ich mich in Zukunft mit genau solchen Dingen beschäftigen wollte. Ausserdem hatte mir auch die Arbeit im Labor grossen Spass gemacht. Zugleich wusste ich aber, dass mich die Beschränkung auf eine naturwissenschaftliche Disziplin, also entweder Biologie oder Chemie, nicht glücklich machen wird, meine Interessensgebiete sind breiter gestreut. Und deshalb werde ich im Sommer das Studium der «Interdisziplinären Naturwissenschaften» in Angriff nehmen. Ein Studienfach, das die Schnittpunkte der drei Naturwissenschaften Chemie, Biologie und Physik behandelt und mich sicherlich fordert, aber auch erfüllen wird.

Damit hat die Maturarbeit meine Erwartungen eigentlich übertroffen. Zum einen habe ich etwas gemacht, das mich interessierte, forderte und bei dem ich wirklich etwas gelernt habe, zum anderen weiss ich nun, wohin mein Weg mich führen wird.

•

«Ästhetik des Alltäglichen» / Eigengestalterische Arbeit



Fach Bildnerisches Gestalten
Im Rahmen einer eigengestalterischen Arbeit zum Thema «Ästhetik des Alltäglichen» fotografierte Alissa Cianesi (G4d) jeweils die linke Hand von Personen aus ihrem näheren Umfeld. Entstanden ist eine «Typologie», die uns die Einzigartigkeit in der Menge entdecken lässt.

Kunst kennt keine Grenzen – oder doch?

Dorothea Strauss, Bertold Müller und Andrea Raschèr diskutierten unter der Leitung von Sandra Monti über die Grenzen in der Kunst.

VON VERENA STAUFFACHER

Im Vorfeld der Veranstaltung hatten die geladenen Schülerinnen und Schüler Gelegenheit, sich anlässlich einer kleinen Kunstausstellung im Foyer des Schulhauses zur Frage zu äussern, weshalb Kunst provoziert und wie sie persönlich davon provoziert werden. Kunst provoziere, um Menschen anzuregen, um anders zu denken, sie setze verschiedene Gefühle frei, sie sei subversiv, Unruhe stiftend, unverantwortlich, so die Meinungen der einen. Andere fühlen sich von der Kunst provoziert, weil man die wirkliche Aussage eines Kunstwerkes nie erfasse; weil ein simples Gemälde für sehr viel Geld verkauft werde, ein Viereck Millionen koste; wenn Gewalt und Hass dargestellt werde; wenn für ein Kunstwerk Tiere oder Menschen leiden müssten. Mit diesen Aussagen konfrontiert wurden Dorothea Strauss, Kunsthistorikerin und Leiterin Corporate Social Responsibility «Die Mobilär», Bertold Müller, Jurist und Direktor des Auktionshauses Christie's in Zürich, und der Rechtsanwalt und Kunstrechtsexperte Andrea Raschèr.

Provokation hängt vom Kontext ab

Für Dorothea Strauss ist klar, dass die Beschäftigung mit Kunst das freie Denken fördert, «ein Denken, das keine Grenzen kennt». Provokation finde auf verschiedenen Ebenen statt: involviert seien jene, die provozieren, genauso wie jene, die sich provozieren lassen, ja sich provozieren lassen wollten. Dazu gehöre der Kontext, in dem sich die Provokation abspiele. Am Beispiel eines Bildes von Manet aus dem 19. Jahrhundert, das, als es erstmals ausgestellt wurde, vom Publikum mit Tomaten und Eiern beworfen wurde und polizeilich geschützt werden musste, zeigte sie konkret, was sie damit meint: Das Gemälde «Olympia» einer liegenden nackten Frau, der Mätresse eines Herrschers, lehnt sich an das Bild «Venus von Urbino» von Tizian aus dem 16. Jahrhundert mit einem ähnlichen Sujet an. Die Haltung der Frau drückt Selbstbewusstsein aus, was man im 19. Jahrhundert nicht sehen wollte, da das Frauenbild damals ein anders, verspielteres, weicher war. «Kaum verändert sich der Kontext, wird etwas zur Provokation», so Strauss. Dasselbe demonstrierte sie an einem Bild von Kazimir Malevich, einem schwarzen Quadrat, das dieser an einer Ausstellung in St. Petersburg in eine der oberen Ecken des Raumes gehängt hatte. Da dieser Platz jedoch für Ikonen, also religiöse Bilder reserviert war, hatte er ein Sakrileg begangen, eine unerhörte Provokation. Provokante Kunst erlange mediale Aufmerksamkeit und werde entsprechend intensiver nachgefragt, so sieht es Bertold Müller aus der Optik des Kunstmarktes. Er verwies auf ein Foto, das letztes Jahr bei Christie's teuer verkauft wurde und das die Schauspielerin Brooke Shields als Dreizehnjährige praktisch nackt zeigt. Im Katalog wurde das Foto nicht abgebildet, sondern es wurde lediglich auf eine Homepage verwiesen, auf der es ein-

sehbar war, allerdings nur mit Registrierung und Altersangabe. Dies, weil die Abbildung einer nackten Dreizehnjährigen als zu heikel erschien, zu Recht, wie Müller meint. «Denn die Grenzen der Kunstfreiheit werden dort erreicht, wo diese die Freiheit anderer tangiert.» Es gebe nicht nur gesetzliche Regeln, wie hier im Zusammenhang mit Kinderpornographie, sondern auch ethisch-moralische, vielleicht weniger für die Künstler selbst, aber ganz bestimmt im Kunsthandel.

«Anything Goes» ist Vergangenheit

Auf die rechtlichen Aspekte angesprochen, erklärte der Kunstrechtsexperte Andrea Raschèr, es gelte im Recht abzuwägen und die verschiedenen Interessen zusammenzubringen: Hier etwa jene des Kinderschutzes, der Kunstfreiheit und der Meinungsäusserungsfreiheit. Dazu komme der Persönlichkeitsschutz, die Religionsfreiheit – etwa bei unvorteilhaften Abbildungen von Christus oder anderer religiöser Figuren. Auch für ihn spielt der Kontext eine entscheidende Rolle, da der Diskurs in diesen Bereichen einem steten Wandel unterliege. «Herrschte noch vor zehn Jahren in der Kunst ein gewisses «Anything Goes», sind heute die Grenzen – gerade in Bezug auf Kinder oder bei religiösen Themen – wieder enger gesteckt.» Daran könne man erkennen, dass Kunst den gesellschaftlichen Diskurs beeinflusse. Für Dorothea Strauss hat Provokation auch «etwas mit der Kontinuität von Haltung» zu tun. Banal gesagt, fühle sich jemand, der in einem Museum nur Bilder mit Rechtecken sehen wolle, provoziert, wenn dort

plötzlich solche mit Kreisen hingen. Es liege am Einzelnen zu bestimmen, wo er die Grenze seines Provoziertseins setze, wie weit er seine Haltung zu verändern bereit sei. «Das Schöne an der Kunst ist, dass man sich jenseits dieser Grenze begegnen kann, ohne sich zu bekriegen. Um diesen Freiraum müssen wir kämpfen.» Es gelte immer, die Hintergrundgeschichten von Kunstwerken auszuleuchten. Sich zu fragen, ob es nur um Provokation um der Provokation willen, um Marketingstrategien gehe oder ob seriöse Fragestellungen dahintersteckten.

Millionenerlöse nur Spitze des Eisbergs

Anhand horrender Summen für gewisse verkaufte Bilder demonstrierte Bertold Müller, dass der Kunstmarkt heute kaum noch Preisgrenzen zu kennen scheint. Den «Weltrekord» für an Auktionen verkaufte Kunst hält ein Werk von Francis Bacon, das 2013 für über 142 Mio. US-Dollar den Besitzer wechselte. Zu allerhöchsten Preise werde aber nicht bei Auktionen verkauft, sondern direkt von altem an den neuen Besitzer, wie kürzlich im Fall eines Gauguin-Bildes, das für angeblich 300 Mio. US-Dollar an die katarische Königsfamilie überging. Die Wertentwicklung eines Kunstwerks ist laut Müller schwierig vorauszusagen und immer von verschiedenen Faktoren abhängig. Zudem entwickle jedes Bild seinen eigenen Wert: «Ein Gauguin ist nicht einfach ein Gauguin mit einem fixen Wert, dieser kann von Werk zu Werk stark variieren», erklärt der Kunsthandels-experte. Nicht nur sein Zustand ist ausschlaggebend, sondern auch die Nachfrage und die Popularität eines bestimmten Stils zur Zeit des Verkaufs. So habe sich der Wert eines bestimmten Monet-Bildes innerhalb von 50 Jahren von einem Verkaufspreis von 77'000 englischen Pfund auf deren 41 Mio. gesteigert. Als gegenteiliges Beispiel führte Müller ein Landschaftsbild mit Schafen des



Künstlers Thomas Sidney Cooper von 1850 an, der einen Stil pflegte, der während langer Zeit sehr gefragt war. Entsprechend teuer wurden die Bilder gehandelt. Heute bekäme man dafür vielleicht 2'000 Franken, schätzt Müller, da die Nachfrage eingebrochen sei. Man müsse sich bewusst sein, dass die meisten Kunstgegenstände, die man heute in Galerien kaufen könne, niemals wieder verkauft werden könnten. Die Millionenbeträge, von denen in den Medien zu lesen sei, beträfen nur einen verschwindend kleinen Teil der Kunstproduktionen. Der allergrösste Teil der an Auktionen gehandelten Kunstwerke werde für unter 10'000 Pfund verkauft.

Kunstmarkt boomt

Dass die Kunstmärkte in den letzten hundert Jahren stetig gewachsen sind, dass immer mehr und teurer verkauft wird und dass heute Millionen von Kunden daran teilnehmen, führt Müller auf zwei Gründe zurück. Zum einen ist die Globalisierung dafür verantwortlich. Habe sich der Kunsthandel früher auf Zentren wie etwa Paris, München oder Venedig konzentriert war, blühe er heute weltweit flächendeckend. Zum anderen würden dank der Digitalisierung viel mehr Leute erreicht, etwa über Apps oder das Internet. «Kunst ist viel zugänglicher, über alle Kontinente hinweg, weshalb die Zahl an Kunstsammlern exorbitant zugenommen hat.» Diese Ausweitung schlage sich auch in den Preisen nieder.

Den kommerziellen Wert von Kunst be-

stimmt vor allen Dingen die Nachfrage. Allgemeine Aussagen zur Preisentwicklung seien schier unmöglich, erklärte Müller. Neben Qualität, Zustand und Einordnung des Werk ins Oeuvre des Künstlers gebe es auch «Soft Factors», die kaum greifbar seien. Unrealistisch nach oben steigen könne der Preis beispielsweise durch den Status des Vorbesitzers – etwa ein gekröntes Haupt oder ein Promi. Ob all der Millionen, die im Kunsthandel umgesetzt werden, ist für Müller eines klar: «Die Motivation fürs Sammeln von Kunst sollte der Kunst- und nicht der Investitionsgedanke sein.»

Die «Dark Side» des Kunsthandels

Auf der illegalen Seite des Kunsthandels kennt sich Rechtsanwalt Raschèr aus. Eines der grossen Probleme sei die Raubkunst. Dazu zählt aktuell etwa all das, was in Syrien nicht nur zerstört, sondern «gestohlen und verschachert» wird. Ein weiteres Problemfeld stellen die überaus zahlreichen Fälschungen dar, die den Kunstmarkt überschwemmen. Man spreche von 66% aller ausserhalb von Auktionshäusern gehandelten Werke, so Raschèr.

Illegaler Kunsthandel werde von organisierten Banden äusserst professionell betrieben und beinhalte auch Schmuggel, Geldwäscherei, Raubgrabungen, Auftrags- und andere Diebstähle etc. Am Beispiel einer zweigeteilten Heraklesstatue, deren einer Teil in einem Museum in Boston stand, der andere aber an ihrem ursprünglichen Standort in der Türkei, zeigte Raschèr auf, dass auch die Politik auf fragwürdige Weise im Kunsthandel mitmische. Um von der Türkei die Überflugrechte für Militärfüge in den Iran zu erhalten, gaben die USA die von der Türkei längst erfolglos auf dem Prozessweg geforderte Hälfte der Statue schliesslich zurück, obwohl sie zuvor eindringlich behauptet hatten, sie sei seit

einhalb Jahrhunderten rechtmässig im ihrem Besitz. Typisch für illegalen Kunsthandel sei auch, dass von Statuen oft nur die Köpfe zum Verkauf stünden, weil diese einfacher zu transportieren seien.

Anhand weiterer anschaulicher Beispiele zeigte Andrea Raschèr auf, wie kreativ die zwielichtigen Gestalten im organisierten illegalen Geschäft mit der Kunst vorgehen. Eines wurde dabei klar: Nicht der Kunst sind Grenzen zu setzen, sondern jenen, die sich illegal an ihr bereichern und sie so missbrauchen.

Die SO in Ascona

Im Rahmen einer Weiterbildung beschäftigte sich der So-Vorstand um Tobias Famos (Co-Präsident) und Marc Gherardi (Vizepräsident) mit «Problemfeldern und Konflikten in der Schule».

VON TOBIAS FAMOS

Als nationaler Dachverband der Schülerorganisationen organisiert die USO (Union der Schülerorganisationen) viermal jährlich Weiterbildungsanlässe für Schülerinnen und Schüler aus der ganzen Schweiz. So verbrachten wir zusammen mit ca. 30 anderen Teilnehmenden aus verschiedenen Kantonsschulen der Schweiz vom 12. – 14. März 2015 drei interessante und lehrreiche Tage in Ascona und arbeiteten zu «Problemfeldern und Konflikten in der Schule». Das Ziel der Weiterbildung war es uns auf die Probleme, die im Zusammenhang mit dem Schulalltag auftreten können, vorzubereiten und neue Lösungswege kennenzulernen. In Workshops zu Themen wie Mobbing, Schulkultur, Schülerrechten und vielen mehr erhielten wir wertvolle Inputs von Referenten, diskutierten in kleineren Gruppen und tauschten Erfahrungen und Erlebnisse aus. Neben den spannenden Workshops blieb natürlich auch genügend Zeit für ein paar sonnige Stunden am Lago Maggiore und den gemütlichen Austausch mit anderen Schülern beziehungsweise SO-Vertretern. Mit vielen neuen Ideen und Anregungen, die wir möglichst schnell im Schulalltag umsetzen werden, kehrten wir aus dem Wochenende zurück.

VERANSTALTUNG

«Wirtschaft zum Frühstück» mit Thomas Jordan

Hoher Besuch an der Kanti Hottingen

Am Dienstag 23. Juni 2015 wird uns der Nationalbankpräsident Thomas Jordan mit seiner Anwesenheit beehren. Er wird ab 7.30 Uhr über die aktuelle Geldpolitik referieren und sich den Fragen der Schülerschaft stellen. Im Anschluss offeriert die Schulleitung den Anwesenden ein kleines Frühstück. Zu dieser Veranstaltung sind alle G3-Klassen sowie interessierte Eltern und Ehemalige eingeladen.

Sichern Sie sich ab sofort über unsere Homepage (www.ksh.ch/wirtschaftsfruehstueck) ein Ticket. Die Platzzahl ist begrenzt.

Die Frau hinter der HMS

Rita Weber hält Rückschau auf 40 Jahre Lehrtätigkeit an der Kanti Hottingen.

VON DANIEL ZAHNO UND OLIVIER BITTERLIN

Was war deine Motivation, Lehrerin zu werden?

Eigentlich wollte ich ja Germanistik studieren. Doch meine damalige Deutschlehrerin am Cymi riet mir davon ab: «Mit diesem Studium kannst Du nur Lehrerin werden!» Politik und Wirtschaft hatten mich auch immer interessiert, also studierte ich Oec an der Universität Zürich. Dann, so dachte ich wenigstens, würde ich auch eine Karriere in der Privatwirtschaft einschlagen können. Allerdings zeigte sich im Rahmen von Fachgruppenausflügen ein anderes Bild: In den von uns besuchten Unternehmen waren damals praktisch nur Männer tätig. Für Frauen bestanden scheinbar keine grossen Karrierechancen. Nach der Vorprüfung beschloss ich daher, die Lehrübungen zu besuchen. Das war 1971. Die Übungsleiter empfahlen mir, unbedingt die Ausbildung zur Handelslehrerin weiterzuverfolgen. Bald darauf erhielt ich am KV Zürich und später an der Kanti Hottingen ein Pensum und war an dieser Schule ein erstes Mal von 1975 bis 1978 als Lehrerin tätig.

Was warst du selbst für eine Schülerin? Ich ging gerne zur Schule, hatte es dort immer lustig und spielte auch den einen oder anderen Streich. In meinem Zeugnis in der ersten Klasse stand: «Rita steht über dem Durchschnitt der Klasse und versucht, Herr ihrer inneren Unruhe zu werden.» Ich war immer lebhaft, nicht nur in der Stunde. Vermutlich würde man ein solches Kind heutzutage mit Ritualen ruhig stellen.

Was hat sich in den letzten 40 Jahren an der Kanti Hottingen verändert?

Das Verhältnis unter den Lehrpersonen und zur Schulleitung wurde viel lockerer. Früher, in den 70er-Jahren, herrschte eine strikte

Hierarchie, beispielsweise im Lehrerzimmer. Da standen zwei runde Tische, und jede Lehrperson wusste, wo sie sich hinsetzen durfte und wo nicht. Die jungen Lehrerinnen und Lehrer stellten sich bei den älteren Lehrpersonen vor und man blieb lange beim «Sie». Heute gibt man sich im Kollegium entspannter und nimmt den «Knigge» weniger ernst. Es finden nicht nur themenspezifische Diskussionen statt, sondern auch ganz persönliche. Ende der 70er-Jahre gab es an unserer Schule nur Mädchen, die alle ziemlich brav waren. Als ich die Schule verliess und nach elf Jahren Tätigkeit an der Kantonsschule Baden hierher zurückkehrte, fand ich gemischte Klassen vor. Die Schülerinnen und Schüler sind in den letzten Jahren lebhafter geworden, aber auch weniger ausdauernd. Die heutigen Jugendlichen werden schnell einmal unruhig, wenn im Unterricht nicht im Zehnminutentakt der nächste Knaller kommt. Es ist schwieriger geworden, sie bis zur Pause bei der Stange zu halten.

Was hat eine gute Lehrperson vor 20 Jahren ausgezeichnet, was zeichnet eine gute Lehrperson heute aus?

Zwischen heute und früher besteht kein Unterschied. Wichtig ist erstens, dass die Lehrperson fachlich souverän ist. Sie muss ihr Fach lieben und es verstehen. Es reicht nicht, einfach ein Lehrbuch mit Musterlösung aufzuschlagen. Weniger wichtig finde ich die Lehrmethode. Natürlich, ein vielfältiges Methodenrepertoire macht den Unterricht abwechslungsreich, aber für den Unterrichts-

erfolg ist dies weniger matchentscheidend. Zweitens muss eine Lehrperson den Schülerinnen und Schülern mit viel Goodwill gegenüberstehen und gerecht sein. Dabei darf sie durchaus auch streng und fordernd sein – man muss aber immer den Menschen hinter dem Schüler oder der Schülerin sehen.

Wie hat sich das Berufsbild gewandelt?

Als ich selbst noch Schülerin war, war die Lehrperson eine unangefochtene Autorität, sie konnte sich quasi alles erlauben. Als ich in den 70er-Jahren Junglehrerin wurde, waren der Respekt und das Ansehen in der Gesellschaft immer noch gross. Dann aber bekamen die Lehrer den Ruf als «Ferientechniker» und jeder, der selber mal zur Schule gegangen war – also alle – hatte das Gefühl, er könne auch unterrichten. Inzwischen wurde der Lehrerberuf vermehrt professionalisiert. Ich habe das Gefühl, dass sein Ansehen in der Gesellschaft in jüngster Zeit wieder etwas gestiegen ist. Man hat erneut etwas mehr Achtung vor den anspruchsvollen Aufgaben der Lehrerinnen und Lehrer.

Du hast ja in deiner Zeit an der Kanti Hottingen mehr als nur Schule gegeben. Worauf bist du rückblickend besonders stolz?

Am liebsten habe ich natürlich die Handelsmittelschule (HMS) entwickelt. (schmunzelt.) Das war ein echter Glücksfall! Damals, Mitte der 90er-Jahre, hatte ich wieder mehr Zeit zum Arbeiten, weil meine Kinder schon etwas grösser waren.



Dr. Rita Weber-Lehn

Ich kann mich noch gut erinnern: Der Info-Abend an der Kanti Hottingen war vorbei, die HMS stand auf der Kippe, man spielte mit dem Gedanken, sie wegen mangelndem Interesse abzuschaffen. Dann wurde aber beschlossen, sie aufzuwerten und einen Lehrgang mit Praktikum und Berufsmatur anzubieten. Plötzlich presste es: Das Bildungsamt gab den Auftrag, etwas Neues zu entwickeln. Und obwohl Ende Januar nur erste Ideen und noch kein vollständiges Konzept vorhanden waren, schalteten wir in der Zeitung ein Inserat für die «HMS plus». Der damalige Rektor Bosshard sagte: «Jetzt brauchen wir unbedingt eine Projektleiterin oder einen Projektleiter!» Im Lehrerzimmer wurden Namen vorgeschlagen, unter anderem auch der meine. In der 10-Uhr-Pause an einem Montag fand die Wahl statt. Ich unterrichtete damals nur wenige Stunden, war noch Lehrbeauftragte und rechnete mir entsprechend kleine Chancen aus. Umso erstaunter war ich dann, als ich mit vielen Stimmen gewählt wurde.

Dann fing die grosse Arbeit an. Als erstes fiel mir auf: Wir haben ja noch gar keinen Lehrplan! Mein Ziel war es, diesen so zu verfassen, dass er möglichst viel Freiraum für die weitere Entwicklung gewähren würde. Der erste Entwurf umfasste 15 bis 20 Seiten. Als Reaktion darauf erhielten wir einen Rüffel: Wir hatten die Lernziele zu wenig detailliert dargestellt. (lacht.) Dann erfanden wir neue Gefässe, z.B. die Projektkette Wirtschaft oder die Projektkette Ökologie. Gleichzeitig bemühten wir uns um neue Schülerinnen und Schüler und brachten über das Inserat in der kurzen Zeit eine Klasse zustande. Die Phase bis zur eidgenössischen Anerkennung der kaufmännischen Berufsmatur wurde sehr intensiv und spannend. Es waren richtige Pionierzeiten und mein Herz schlug immer stärker für die HMS. Daher erhielt ich schulintern auch den Übernamen «Mrs. HMS»... Auch die «Camerata Hottingen» war mehr als nur Schule, ganz gemäss unserem ehemaligen Motto «Kanti Hottingen – mehr als Wissen». Zusammen mit der musikalischen Leiterin und ausgezeichneten Flötistin Sabine Kappeler und anderen Mitstreiterinnen und

Mitstreitern war ich Gründungsmitglied dieses Vereins. Meine Mitwirkung war einerseits an der Orgel gefragt, andererseits bei der Erstellung der Statuten oder der Kassenführung. Schülerinnen, Schüler und Lehrpersonen pflegten gemeinsam die Kammermusik, und dank unserer vielen Passivmitglieder konnten wir unsere Noten und Auftritte finanzieren. Leider ging die «Camerata Hottingen» nach über zehn Jahren ein, da die klassische Musik nicht mehr so beliebt war. Aber Sabine und ich musizieren immer noch zusammen und geben hin und wieder Konzerte.

Wie konnten dich die Schüler auf die Palme bringen?

Das Schlimmste für mich war, wenn man mich anlog – ich meine nicht spicken, sondern wenn mein Vertrauen missbraucht wurde. Dann wurde ich ganz eklig. Je nach Stimmung habe ich mich auch über Schülerinnen und Schüler genervt, die im Unterricht nicht mitgemacht, nicht bei der Sache waren oder die Hausaufgaben nicht gemacht hatten. Als Junglehrerin habe ich mich oft wegen passiven Klassen hintersinnt. Eine Klasse hat mir dann einmal gesagt: «Nehmen Sie das nicht so persönlich, wir sind am Freitag halt so.» Seither versuchte ich, das Verhalten der Jugendlichen eher «sportlich» zu nehmen.

Was wirst du vermissen, was sicher nicht?

Was ich vermisste? (überlegt lange und lacht.) Die freundschaftliche, humorvolle Stimmung im Lehrerzimmer und die bisweilen heissen kontroversen politischen Diskussionen. Und natürlich meine Kolleginnen und Kollegen aus der Fachschaft Wirtschaft. Wir hatten es echt gut miteinander, konnten fachlich voneinander profitieren, und es gab auch täglich irgend etwas zu lachen. Was ich nicht vermisste: Dass mir eine andere Person den Stundenplan macht. Und die Schülerinnen und Schüler vermisste ich ebenfalls nicht. (lacht.) Ich habe zwar gerne Schule gegeben, es war eine schöne Lebensphase, aber ich geniesse das Leben auch, ohne vor einer Klasse zu stehen.

Wenn du Bildungsdirektorin wärst, was würdest in die Wege leiten? Was wünschst du dir für die Kanti Hottingen?

Als Bildungsdirektorin würde ich dafür sorgen, dass man den Schulen wieder mehr Freiraum lässt und mehr Vertrauen in die Eigendynamik dieser Institutionen hat. Es braucht nicht immer neue Reformpapiere

von oben. In der Bildungsdirektion könnte man stattdessen weniger Leute einsetzen. Eine Schule funktioniert wegen den engagierten Lehrpersonen, nicht wegen der Bildungsdirektion. Lehrpersonen setzen sich vor allem dann ein, wenn ihnen gewisse Freiheiten zugestanden werden. Die Bildungsdirektion mischt sich heute sogar in die Lehrmethoden ein – Stichwort SOL. Die Wahl der Methode sollte definitiv nicht Sache des Staates sein.

Für die HMS hoffe, ich, dass sie weiterhin auf Kurs bleibt und unsere Schülerinnen und Schüler alle eine Stelle erhalten. Der Kanti Hottingen wünsche ich, dass sie weiterhin als «DIE Wirtschaftsschule» in der Bildungslandschaft Zürich wahrgenommen wird. Diese Kompetenz soll erhalten bleiben. Weitere Profile würden dieses Image meines Erachtens verwässern. Die Schule soll eher wieder kleiner werden. Das macht die Kanti Hottingen doch aus: Dass man sich persönlich kennt. Lieber klein, fein, qualitativ hochstehend – und eben mit dem Profil Wirtschaft und Recht.

Was sind deine Zukunftspläne?

Meine Zukunft hat bereits begonnen. Es geht darum, wie ich jetzt mein Leben gestalte und meine zahlreichen Hobbys unter einen Hut bringe! (lacht.) So habe ich wieder vermehrt Zeit, um mit meinem Mann zusammen zu reisen und Freunde zu treffen. Ausserdem wird mein Sohn bald heiraten. Bis auf weiteres bin ich auch als Präsidentin einer Krippe und eines Horts gemeinnützig tätig. In sportlicher Hinsicht will ich noch Langlauf lernen. Und natürlich möchte ich noch mehr Musik machen und mich darin weiterentwickeln. Ich bin regelmässig in vier Kirchen als Organistin tätig und werde weitere Konzerte geben. Ich hoffe, dass ich dieses schöne und abwechslungsreiche Rentnerleben noch lange Zeit geniessen darf!

•

Zum Abschied von Rita Weber, «Mutter der HMS»

Mit Rita Weber verlässt eine aussergewöhnliche Lehrerin unsere Schule.

VON DANIEL ZAHNO UND OLIVIER BITTERLIN

Rita Weber studierte an der Universität Zürich Wirtschaft und promovierte 1979 zum Thema «Aufgaben und Ausbildung des Handelslehrers unter besonderer Berücksichtigung des Unterrichts in Betriebs- und Rechtslehre». Noch während ihres Studiums begann sie 1975 als Hilfslehrerin ihre Karriere an der Kanti Hottingen. 1978 trat sie an der Kantonsschule Baden eine Stelle als Hauptlehrerin an. Nach elf Jahren kehrte sie 1989 an ihre «alte» Schule zurück, wo sie herzlich willkommen geheissen und auf Beginn des Schuljahres 1996 zur Hauptlehrerin gewählt wurde.

Rita Weber war eine sehr engagierte Lehrerin. Sie unterrichtete mit grosser Freude und verstand es, ihre Schülerinnen und Schüler für das Fach Wirtschaft und Recht zu begeistern und sie für aktuelle wirtschaftliche und politische Probleme zu sensibilisieren. Dabei zeigte sich immer wieder ihre hohe menschliche und fachliche Kompetenz. Viele Jahre war sie auch in der Ausbildung neuer Lehrkräfte tätig.

Rita Weber wird allen Angehörigen der Kanti Hottingen vor allem auch als «Mutter der HMS» in Erinnerung bleiben. Sie verwandelte die alte «Handel» in eine moderne HMSPLUS. In unzähligen Stunden schrieb sie mit vielen anderen Lehrerinnen und Lehrern Lehrpläne, spann ein Netzwerk von Praktikumsfirmen und kämpfte für die eidgenössische Anerkennung der HMSPLUS. Rita Weber hat sich um die HMS im Kanton Zürich enorm verdient gemacht. Als fröhliche, motivierende und kreative Person konnte sie die Leute von ihren Ideen überzeugen und damit unsere Schule und die Fachschaft nachhaltig prägen.

Als Kollegin war Rita Weber stets hilfsbereit und immer für einen Schwatz zu haben. Gerne erinnern wir uns an heisse Jassrunden, gemütliche Happy Hours und leidenschaftliche Diskussionen. Auf Ende des Herbstsemesters 2014/15 wurde Rita Weber pensioniert. Wir danken ihr für ihr unerermüliches Engagement an der Kanti Hottingen und wünschen ihr für ihre weiteren Projekte alles Gute und ein langes und gesundes Leben. Wir freuen uns schon auf weitere gemütliche Kaffeekränzlein mit ihr.

•



Leserbrief

VON RENÉ HAUSWIRTH

Mit Recht kritisiert Rufus Butz jene carnivorenschen Begründungen, die von willkürlichen Klassifizierungen ausgehen, wie z.B. der Mensch sei als «Krone der Schöpfung» berechtigt, zu seinem eigenen Wohl Tiere zu töten. Die Behauptung des Ethikers Markus Huppenbauer, Tiere hätten «kein Lebensrecht», mutet in der Tat geradezu skandalös an. Hier ist indessen noch auf einer ganz anderen Ebene zu argumentieren: Das einklagbare «Recht auf Leben» ist eine Norm der menschlichen Gesellschaft und nicht auf Tiere zu übertragen. In der «Natur», d.h. in jenem Teil der Welt ohne Menschen, die juristische Normen aufstellen, kommt es regelmässig vor, dass Tiere andere Tiere töten, und es ist schon gar niemand da, der überhaupt auf den Gedanken käme, die Hyäne zu bestrafen, weil sie ein hinkendes Gnu kalb gerissen hat, um den Hunger zu stillen. Der Hund, der seiner Natur folgend den flüchtenden Angsthasen in die Wade beisst, macht sich nicht strafbar, bloss sein Halter ist haftpflichtig. – Soweit der Mensch biologisch auch zu den Tieren gehört (Unterscheidungen sind, wie gesagt, ohnehin willkürlich), muss man ihm zugestehen, dass er ab und zu tierische Nahrung zu sich nimmt, als Erbe der «Sammler und Jäger» sozusagen. Was freilich abzulehnen ist und verboten sein sollte, das sind die «Tierfabriken», d.h. die nicht artgerechte Aufzucht von Tieren allein zum Zweck des Schlachtens; mit solchen Produktionsmethoden schadet der Mensch auf die Dauer sich selbst.

Sparen

Sparen oder reduzieren?

VON RUFUS BUTZ

«Spare in der Zeit, so hast du in der Not.» Dieses Sprichwort ist altbekannt, und hat seinen wohldefinierten Sinn. Von dem, was man hat, verdient, soll man Rücklagen machen, sodass man in Notsituationen, wenn die Mittel knapp werden, vom Ersparten zehren kann. Wichtig ist: Natürlich kann man sich nicht für alle erdenklichen Notsituationen absichern, natürlich muss man auch genug haben beziehungsweise einnehmen, um überhaupt Rücklagen machen zu können, und sparen macht nur Sinn im Vergleich mit Ausgaben: Man kann nicht nur sparen, man muss und will auch ausgeben. Während sich das erwähnte Sprichwort lediglich auf eine Person bezieht und gewissermassen die persönliche Verantwortung bezüglich der eigenen Zukunft beschwört, ist es meines Erachtens wichtig, eine weitere Dimension, die Dimension des Miteinanders ergänzend hereinzuholen und das Sprichwort wie folgt abzuändern «Spare in der Zeit, so habt ihr in der Not», wobei dieses «ihr» auch künftige Generationen sein können. Gerade die ökologisch-ethischen Einsichten der letzten Jahrzehnte haben klar gezeigt, dass ein verantwortungsvoller, eben sparsamer Umgang mit unserer Umwelt und den knappen Ressourcen geboten ist, dass das Prinzip Verantwortung die eigene Zukunft und die Zukunft kommender Generationen (Stichwort Generationengerechtigkeit) umfasst. Schon John Rawls hat das 1971 in seinem epochalen Werk «Eine Theorie der Gerechtigkeit» gefordert, und Hans Jonas hat einen Grossteil seines Werks diesem Thema gewidmet – um nur zwei Beispiele zu nennen.

Ich möchte diese Gedanken zum Thema Sparen, das gerade auch im Zusammenhang mit Griechenlands drohender Staatspleite



Rufus Butz,
Deutsch- und Philosophieprofessor

(auch hier gilt: Nur sparen ist nicht sinnvoll und sehr wahrscheinlich auch ökonomisch unsinnig.) und der neu gewählten Regierung Athens virulent geworden ist, an einem Beispiel aus der Bildungspolitik anwenden. Immer wieder ist da vom Sparen die Rede. Gerade dieses Jahr mussten die Zürcher Kantonsschulen ihr Budget wieder «sparmässig bearbeiten» (und nächste Schritte sind schon im Gespräch). Nur: Ist wirklich Sparen gemeint? Wenn man sich die oben aufgezählten Merkmale des Sparens anschaut, würde es ja heissen, dass wir im Bildungswesen heute sparen, um morgen vom Ersparten zehren zu können. Mir scheint aber, dass hier semantische Augenwischerei (mit Ausnahmen wie z.B. den Einsparungen durch sogenannte Rotationsgewinne) vorliegt, denn sparen klingt attraktiver als reduzieren, was eigentlich vorliegt. Wird nämlich ein Budget gekürzt, zusammengestrichen, mit dem Ziel, einfach mit weniger Mitteln hoffentlich dieselbe Qualität zu erreichen, dann wird nicht gespart, sondern reduziert. Und solche Reduktionen mögen in einem bestimmten Ausmass durchaus Sinn machen, haben aber sicher ihre Grenzen. Irgendwann (wo, das ist schwierig zu bestimmen) ist die Qualität betroffen, und davor ist zu warnen. Also: «Reduziere auch in der Not nicht zu viel, so erntest du in der Zeit.» Und: Was mal verloren gegangen ist durch Reduktion, kommt fast sicher nicht mehr (und sonst nur mit viel Aufwand, der die «Einsparungen» schnell pulverisiert) zurück.

Nachhaltigkeit als Erfolgsrezept

Discounter versus Spezialist.



VON UNA PAUNOVIC, G4C

Nach drei Jahren an der Kanti Hottingen, diversen Praxisakzenten und der Erfahrung als Jungunternehmer war es für uns als Entrepreneurship-Klasse nun höchste Zeit, uns ausführlich mit dem Thema Nachhaltigkeit zu befassen. Unser Praxisakzent, geleitet von unserem Wirtschaftslehrer Herrn Riklin und unserem Physiklehrer Herrn Vöge, begann wie ein normaler Schultag. Die Stunde wurde allerdings nicht wie üblich von einem Lehrer, sondern von der Leiterin der Nachhaltigkeits-Eigenmarken bei Coop, Frau Simone Matt, gestaltet.

Sie stellte uns die Strategie und Beweggründe von Coop vor, aus denen sich Coop für Nachhaltigkeit einsetzt. Grundsätzlich will Coop als Unternehmen die sozialen und wirtschaftlichen Interessen seiner Interessensgruppen bewahren. Schon vor 150 Jahren hat Coop erkannt, dass der sorgfältige Umgang mit den Ressourcen für ein Unternehmen wichtig ist, und, nicht zuletzt in den letzten Jahrzehnten, vermehrt auch bei den Kunden positiv ankommt. So lässt sich – auch das muss hier gesagt sein – auch das Image eines Unternehmens stärken. Danach besuchten wir zusammen die Filiale am Kreuzplatz und bearbeiteten verschiedene Fallstudien in kleinen Gruppen. Später, zurück an der Kanti Hottingen, trugen wir unsere Ergebnisse zusammen und gaben Coop ein Feedback zur gewählten Strategie im Bereich nachhaltige Entsorgung für Haushalte (das bedeutet, dass Coop beispielsweise Plastikflaschen zurücknimmt und recycelt) und zu den Nachhaltigkeits-Eigenmarken. Dazu zählen beispielsweise «Naturafarm», welche

den nachhaltigen Fleischerwerb garantiert, oder «Pro Montagna», mit der gezielt Schweizer Bauern unterstützt werden. Da Coop auch andere Eigenmarken wie zum Beispiel «Prix Garantie» führt, war für uns schnell klar, dass Coop primär kein spezialisierter Laden für nachhaltige Produkte ist, sondern dieses Sortiment nur als Option für seine Kunden anbietet. Im Gegensatz dazu steht der Chornlade, den wir am Mittag und Nachmittag besuchten. Der Chornlade ist der älteste Nachhaltigkeitsladen in Zürich. Die Filiale in der Nähe vom Limmatplatz an der Fierzgasse bietet ausschliesslich saisonale Gemüse und Früchte an, von denen die allermeisten aus der Schweiz und sonst aus deren Nachbarländer stammen. Verschiedene Aufstriche, Süswaren, Nuss- und Getreidesorten, von denen wir viele noch nie gesehen oder gehört haben, sind ein fester Bestandteil des Sortiments im Chornlade. Der Geschäftsführer Oliver Lüthi war freundlich und verdeutlichte zusammen mit Herrn Vöge, der in der Verwaltung Einsitz hat, die Strategie des Chornlade. Alles maximal fair und nachhaltig zu gestalten, ist das Ziel des Chornlade. So wird versucht, das Lohnniveau der Angestellten für alle fair zu halten, wobei der Geschäftsführer nicht viel mehr verdient als eine Aushilfe. Preise sind fair ausgehandelt, Produkte sind saisonal, Verpackungen wie beispielsweise für Waschmittel werden nicht weggeworfen, sondern können von den Kunden nachgefüllt werden.

Nach einem ökologischen Zmittag aus dem Chornlade und einer kurzen Pause machten wir uns auf den Weg zu der neuen Filiale des Chornlade am Idaplatz. Der dortige Laden wirkte sehr einladend und hell, sodass wir

uns, als nicht regelmässige Nachhaltigkeitseinkäufer, wohl und sehr zuhause fühlen. Unsere Aufgabe war es, die Umsatzzahlen je nach Warengruppe zu analysieren und der Geschäftsleitung Vorschläge zur Anpassung des Sortiments beziehungsweise der verfügbaren Ladenfläche pro Produktart zu unterbreiten. Allgemein stuften wir die Filiale am Idaplatz als viel ansprechender ein, was auch die Zahlen bestätigen konnten. Wir schlugen ein paar Veränderungen vor, etwa für die Platzierungen der Produkte im Laden oder die Dekoration der Schaufenster. Grundsätzlich aber konnten wir statt Kritik fast nur Lob formulieren. So hoffen wir nun, dass es dem Chornlade gelingt, seinen Umsatz weiter so nachhaltig zu steigern und neue Kunden zu gewinnen – vor allem am Idaplatz.



Elisa Sosa Liu, G4a

The Boy in the Striped Pyjamas

Von John Boyne /
Historischer Roman

Bruno ist neun Jahre alt und muss wegen der neuen Arbeit seines Vaters von Berlin wegziehen. Das neue Haus in «Out-with» ist nicht so bunt wie das alte, es gibt keine anderen Kinder weit und breit ausser seiner nervigen Schwester, dafür einen verbotenen Zaun und viele Soldaten.

Auf einer seiner Entdeckungsreisen findet Bruno etwas ganz Besonderes: einen Jungen Namens Shmuel, der seltsamerweise einen Pyjama trägt und am gleichen Tag wie Bruno Geburtstag hat. Trotz des Zaunes, der die beiden trennt, werden die zwei Jungen schnell Freunde. Mit kindlicher Neugier versuchen sie sich die kleinen und merkwürdigen Entdeckungen in ihrem Alltag zu erklären. Zum Beispiel warum Shmuel und alle anderen Leute auf der anderen Seite des Zaunes immer ein Pyjama an haben oder warum das Armband von Brunos Vater ein anderes Symbol trägt als jenes von Shmuel. Das Buch ist aus der Sichtweise des Neunjährigen erzählt, was die ernste Thematik des Holocaust ein wenig auflockert, ohne dabei oberflächlich zu werden. Auch dass viele Dinge nur angedeutet werden (Bruno versteht nicht alles, was die Erwachsenen so reden) macht den Einblick in Brunos Welt für den aufgeklärten Leser umso eindrücklicher und beklemmender.

Die Geschichte eignet sich hervorragend als Einstieg in die englischsprachige Literatur, denn durch die simple Sprache und die klaren Gedanken Brunos ist das Vokabular nicht allzu ausschweifend und leicht verständlich. Doch diese wenigen Worte reichen völlig aus, um eine tiefgründige und sehr berührende Geschichte zu erzählen. Sowohl die deutsche als auch die englische Ausgabe sowie die Verfilmung von 2008 sind in der Mediothek erhältlich.

Warten ist meistens falsch

Mittelschüler schieben die Studienwahl auf die lange Bank.

VON DR. PETER STALDER, REKTOR

Vor einigen Jahren, als der Schreiber dieser Zeilen noch das Programm für die Maturitätsprüfungen konzipierte, waren Schülerinnen und Schüler aufgefordert, in der letzten Spalte in eben diesem Programm anzugeben, was sie studieren wollten. Mit den Jahren wurden die Angaben zu diesem Punkt immer diffuser; oft hiess es lapidar: «unbestimmt». Mich ärgerte das zunehmend, und als sich dann noch einer als potentieller «Kindergärtner» verkaufen wollte, strichen wir fortan diese Spalte aus dem Prüfungsprogramm. Verstehen Sie mich richtig: Meine Frau ist Kindergärtnerin und ich weiss sehr wohl, dass es den Berufsstand Kindergärtner heute tatsächlich gibt; die Zeiten haben sich gewandelt... Frage ich heute die Maturandinnen und Maturanden im Anschluss an die Feier in der Aula: «Und jetzt, was mached Sie?», bekomme ich oft zu hören: «Äs Zwüschejahr! Äs bizzeli reise, mal luege!»

Glauht man der Neuen Zürcher Zeitung befassen sich die wenigsten Maturanden während ihrer Mittelschulzeit mit der Frage nach dem Studium. Viele hätten vor der Maturitätsprüfung – und das erstaunt den Schreiber ungemein – gar nicht die zeitlichen Ressourcen und die Motivation, sich eingehend mit der Studienwahl zu befassen (!). Wählt man das Zwischenjahr, sollte danach wenigstens klar sein, was man studieren will. Aufgrund der vielen Studienabbrüche an den Hochschulen scheint aber gerade das nicht zuzutreffen. Das allgemeine Durchhängen ist wenig zielführend. Fast ein Viertel aller Maturanden entscheidet sich für eine nichtuniversitäre Ausbildung. Jene, welche im Gymnasium die Schwerpunkte Mathematik, Biologie, Chemie, Physik oder Wirtschaft und Recht wählten, gehören aber nicht zu diesem Viertel; sie besuchen laut NZZ die Universität.

In meiner eigenen Gymiklasse trat vor vierzig Jahren ein Edi nach bestandener Maturitätsprüfung eine Schreinerlehre an. Alle schüttelten den Kopf und dachten, Edi spinnt. Er aber nutzte die Ausbildung zum Schreiner nur als Sprungbrett und wurde Lokomotivführer. Noch heute befährt Edi mit schweren Güterzügen die Gotthardstrecke – ein Traumjob! Edi wusste genau, was er wollte; er legte kein Zwischenjahr ein, sondern hatte ein klares Ziel vor Augen. Natürlich soll man sich genau überlegen, was man nach der Maturitätsprüfung anpacken will; die Zeit dazu müsste während dem letzten Jahr eigentlich ausreichen. Als Schule unterstützen wir unsere Schülerinnen und Schüler bei der Studienwahl nach bestem Wissen und Gewissen. «Warten ist immer falsch!», lernte ich später im Militär; das mag sein und für die Armee, welche zuerst schießt und dann die Rechtslage abklärt, auch zutreffen. Wenn's allerdings ums Studium oder die Berufswahl geht, sollte man wenigstens die Gnade haben, eine Nacht über eine solche wichtige Entscheidung zu schlafen – aber bitte nicht ein ganzes Jahr!

Als Schulleiter wünsche ich mir eigentlich den gut eidgenössischen Mittelweg: Das letzte Jahr vor der Maturitätsprüfung sich neben dem Schulalltag intensiv mit dem «Studienkompass» beschäftigen, um nach bestandener Prüfung mit dem Studium beginnen zu können. Insofern muss der militärische Leitspruch leicht modifiziert werden: «Warten ist meistens falsch!»



Dr. Peter Stalder, Rektor

Langsamer Abschied von unseren Holztischen?

Vielen Besuchern der Kanti Hottingen fallen unsere schönen Tische mit Eschenholzplatten auf. Weil sie immer stärker verschrieben werden, droht ihnen nun das Aus.

VON CHRISTOPH MEIER

Im Verlauf der Neunzigerjahre bis anfangs dieses Jahrhunderts wurden die Zimmer der Kanti Hottingen eines ums andere renoviert. Dabei wurden auch die Tische ersetzt: Aus ökologischen und pädagogischen Gründen verzichteten wir in den meisten Schulzimmern auf furnierte und mit Lack überzogene Leimholzplatten, wie sie damals sonst häufig in Schulen anzutreffen waren. Wir schafften Tische an mit Metallfüssen und Querstangen – und vor allem mit massiven, geölten Eschenholzplatten. Die Gründe waren vielfältig:

- Unsere Holzschichtplatten sehen viel schöner und lebendiger aus als furnierte Tischplatten oder Kunstharzplatten, die seit ein paar Jahren in Schulen immer mehr Verbreitung finden.
- Holz ist viel angenehmer zum Anfassen als Plastik oder Kunstharz.
- Im Sommer schwitzt man viel weniger, wenn man die Arme auf den Tisch legt, weil das Holz «atmen» und Feuchtigkeit aufnehmen kann.
- Leimholzplatten müssen wegen des enthaltenen Leims nach Ende ihrer Lebenszeit als Sondermüll entsorgt werden, Kunstharzplatten auch. Unsere Platten können entweder weiterverwendet oder CO₂-neutral verbrannt werden.

Kleine Verunreinigungen können durch Abschleifen relativ rasch behoben werden. Und hier nun kommen wir zum Problem und der Frage, ob diese Tische nicht trotz all ihrer Vorteile durch Kunstharztische ersetzt werden sollen. In den letzten paar Jahren haben immer mehr Tische als Mal- und Schreibfläche erhalten müssen. Immer mehr Schülerinnen und Schüler schreiben und malen statt auf ein Blatt direkt auf die Tische. Weil sie dies auch

immer häufiger mit Filzschreiber tun, deren Tinte sehr tief ins Holz eindringen kann, wird es bei den wechselnden Belegungen der Schulzimmer immer schwieriger, die Tische laufend einigermassen sauber zu halten oder herauszufinden, wer «der Künstler» war. Vor den letzten beiden Sommerferien haben wir in einer gemeinsamen Aktion der Schüler- und Lehrerschaft die Tische aus den Schulzimmern auf die Wiese hinausgetragen und abgeschliffen: Die Aktion «Saubere Schule» wurde gestartet. Allerdings scheinen nun immer mehr Schüler zu denken, dass die Tische jetzt erst recht vollgeschrieben und -gezeichnet werden können, weil sie im nächsten Sommer ja sowieso abgeschliffen werden. Die meisten Schülerinnen und Schüler realisieren nicht, dass das Beschreiben von Tischen einer Beschädigung von Schuleigentum gleichkommt, oder es ist ihnen egal. Deshalb führen wir in ein paar Schulzimmern einen Versuch mit Kunstharztischplatten durch. Sollte sich zeigen, dass diese weniger stark beschrieben werden oder deren Reinigung viel schneller und einfacher ist, werden wir wohl Abschied nehmen müssen von den natürlichen Tischen – einige von uns mit traurigem Herzen, dies würde eine weitere Verarmung unserer Umgebung zu bedeuten.



Christoph Meier, Physiklehrer

April 2015

13. Sechseläuten, ganzer Tag unterrichtsfrei (SOL)

14. – 17. Arbeitswoche

20. Frühlingsferien

Mai 2015

04. Schulbeginn

08. – 10. Theateraufführung, Aula

11. Forum KSH «Grenzen»: Sprache, Aula, 10.45 – 12.15 Uhr

12. Empfang Pensionierte, 16 Uhr

14. – 15. Auffahrtsbrücke

18. Präsentation IDPA I3, Aula, 16.30 Uhr

25. Pfingstmontag

28. Jahreskonzert Chor und Orchester, Kirche Neumünster, 19.30 Uhr

29. Unterrichtsschluss G4 / H3 / I3

Juni 2015

23. Hottinger Wirtschaftsfrühstück mit Nationalbankpräsident Thomas Jordan (Tickets unter www.ksh.ch/wirtschaftsfruehstueck)

Juli 2015

02. Abschlussfeier H3 / I3 und Berufsmaturitätsfeier HMS / IMS, Aula, 17 Uhr

06. – 17. Individueller Sprachaufenthalt G2b / H2 / I2

09. Maturfeier, Aula, 17 Uhr

13. Sommerferien

IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 2 / 2015: 10. Juli 2015

Redaktion: Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer: Olivier Bitterlin, Rufus Butz, Tobias Famos, Simon Haas, Barbara Ingold, Maximilian Karczewski, Christoph Meier, Patrick Müller, Sandra Nussbaumer, Una, Paunovic, ChLoé Pilloud, Elisa Sosa-Liu Peter Stalder, Verena Stauffacher, Lisa Vadakumchery, Daniel Zahno

Fotografien: Daniel Good, Simon Haas, Philip Leutert, gyselroth

Gestaltung: gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media, Simon Haas (BG-Seite)

Druck: Bühler Druck AG, Schwerzenbach

The bitch on the beach und andere Fettnäpfchen

Wer sich nicht unfreiwillig zum Clown machen möchte, ist mit Phonetikübungen gut bedient, denn der Grat zwischen charmantem Akzent und lexikalischem Fettnapf ist schmal – nicht nur im Englischen.



VON BARBARA INGOLD

Immer, wenn man eine neue Englischklasse übernimmt und zur Einführung etwas Phonetik repetieren möchte, geht ein Stöhnen durch die Klasse: *Ou nei, Siiiiiiiiee!* – Yes, it needs must be!, möchte man darauf entgegnen, denn auch im App-für-alles-Zeitalter kann es nicht schaden, das Gehör für die Aussprache etwas zu schärfen. Zumindest, was die gängigen Stolpersteine wie das stimmlose und stimmhafte S, die Aussprache von W und V, oder all die Laute, die man zwar schreibt, aber nicht hört, angeht. Solange Aussprachefehler nicht sinnentstellend sind, mag man ja durchkommen damit, doch der Grat zwischen teutonischem Akzent und lexikalischem Fettnapf ist schmal – nicht nur im Englischen.

Erstmals wurde ich mir während des Studiums der Tücken der Aussprachenuancen so richtig bewusst, als ich für die südkoreanische Firma SsangYong Sekretariatsarbeiten erledigte. Mein Chef, Mister Park, pflegte ein atemloses englisches Stakkato aus Imperativen, jede Silbe gleich kurz und betont, was mich oft vor echte Dekodierprobleme stellte und nicht selten in Verlegenheit brachte: *Ingold! Quick, I need to shit, to shit on your desk!* Was nun, schafft er es etwa nicht bis zum Klo oder braucht er irgendwelche Unterlagen – *the sheet* – von meinem Pult? Oder: *Where are the deli-very-nuts? Get me the deli-very-nuts!* Musste ich zum Marinello runter Delikatessnüsse kaufen oder waren vielleicht doch eher Lieferscheine – *delivery notes* – gefragt? Park verstehen hiess mit Vokallängen und Betonung jonglieren, bis sich seine undifferenzierten Silbenreihen mit Sinn füllten. Dasselbe galt für die Analysten Lee und Kim

sowie all die anderen Parks, Lees und Kims der Firma, denn bei SsangYong hiessen nicht nur alle gleich, sie schienen auch alle denselben Englischunterricht genossen zu haben – mit Fokus auf Wortschatz und Grammatik unter sträflicher Vernachlässigung der Phonetik.

Das mag manchmal auch lustig sein, zum Beispiel wenn Asiaten das L und R vertauschen. So ist es mir in Thailand schon passiert, dass eine Buchung unter Barbara inexistent war, bis ich sagte, man solle doch mal unter Balbala schauen. Bingo! Mein Name hat in Südostasien nämlich drei Aussprachevarianten: *Babala*, *Balbala* und (der Superlativ quasi) *Blablaba*. Alles schon gehört – im Kindergarten übrigens auch schon, denn manche Kinder tun sich lange schwer mit dem R. Doch es ist ja nicht etwa so, dass Thais das R nicht artikulieren könnten, im Englischen substituieren sie es aber gerne, willkürlich und scheinbar zufällig, durch ein L und vice versa – etwa so, wie die Franzosen das H im englischen Anlaut handhaben.

Das ganze Spektrum heimtückischer Phonetikpannen bekam ich neulich während einem Yogaretreat präsentiert. Die Instruktor:innen glänzten durch internationales Format und ihre jeweils typischen Aussprachefehler, die jede Lektion zu einem linguistischen Erlebnis machten. In den ansonst exzellenten Stunden unserer thailändischen Yogalehrerin beispielsweise, die obendrein noch ein Handicap mit dem stimmlosen Frikativ TH hatte, klang das dann so: *Hold your bread! Now breed, breed, breed!* Alternativ dazu: *Bleed deeply into your lungs – bleed, bleed, bleed!* (Auutsch!) oder: *Don't bend your knees – rock your knees, rock, rock, rock!* (Yeah, yoga rocks!) beziehungsweise: *Your left leg is heavy and your light leg is heavy – now lest and lelex!*

Da ich mir diese Instruktionen unwillkürlich immer ganz plastisch vorstellte, musste ich mich oft arg zusammenreißen, nicht laut loszulachen. Sie war aber nicht die Einzige, die mit der englischen Aussprache haderte. So richtig unappetitlich wurde es bei der frankophonen Yogalehrerin: *Fill your lungs with hair – your lungs are full of hair...* (Igitt! Wie soll man da noch entspannt atmen?) Eine Herausforderung waren auch die Schlussmeditationsanweisungen des Italo-Yogis: *Visualize the red sun setting on a bitch!* Dass wohl der Strand und nicht eine Hündin gemeint war, hatte ich schon bei Park gelernt, aber was wir damit anfangen sollten, dämmerte mir erst nach einer Weile: Visualisieren sollte man Sonne und Strand! Wobei ich das Bild des Köters nicht mehr loswurde, was dem Tiefenentspannungseffekt leider eher abträglich war...

Wer sich also nicht unfreiwillig zum Clown machen möchte, ist mit Phonetikübungen gut bedient, denn auch das Musikgehör lässt sich schulen. Es sei denn, man möchte seinen Akzent ganz bewusst kultivieren, wie jener Schüler, der einst meine wohlgemeinte Korrektur seiner Gutturallaute im Deutschen mit dem entwaffnenden Argument quittierte: *He, ich döfff so rede, ich bi dänk Albaner!* – Ok, Monn!